

Wolfgang Asholt / Ottmar Ette (Hrsg.)

Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft

Programm – Projekte – Perspektiven



narr
VERLAG

edition l'endemain 20

herausgegeben von

Wolfgang Asholt (Osnabrück) und Hans Manfred Bock (Kassel)

Wolfgang Asholt / Ottmar Ette (Hrsg.)

Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft

Programm – Projekte – Perspektiven

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Titelbild: Tobias Kraft unter Verwendung von Jacques-Louis Davids *Der Tod des Marat* (1793)

© 2010 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.narr.de>
E-Mail: info@narr.de

Printed in Germany

ISSN 1861-3934

ISBN 978-3-8233-6540-2

Inhalt

Wolfgang Asholt, Ottmar Ette Einleitung.....	9
Ottmar Ette (Potsdam) Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Eine Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften	11
I. Lendemains-Diskussion	
Christoph Menke (Frankfurt/M.) Jenseits von Geistes- und Biowissenschaften. Vier kurze Bemerkungen zu Ottmar Ette: „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft“	39
Ansgar Nünning (Gießen) Lebensexperimente und Weisen literarischer Welterzeugung: Thesen zu den Aufgaben und Perspektiven einer lebenswissenschaftlich orientierten <i>Literaturwissenschaft</i>	45
Wolfgang Asholt (Osnabrück) Neues Leben (in) der Literaturwissenschaft?	65
Stephanie Bung (Berlin) ÜberLeben im Jahr der Geisteswissenschaften.....	75
Wolfgang Adam (Osnabrück) Beitrag zur Debatte: Ottmar Ette: „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft“	77
Hans Ulrich Gumbrecht (Stanford) Wie könnte man nicht einverstanden sein? Beistimmender Widerspruch zu Ottmar Ette	81
Klaus-Michael Bogdal (Bielefeld) Das Biologische und das Historische. Bewegungen im Grenzgebiet	85

Toni Tholen (Hildesheim)	
Die Literaturwissenschaft und das Leben. Bemerkungen zur Debatte über eine Neuorientierung der Literaturwissenschaft	93

Pablo Valdivia Orozco (Potsdam)	
Lebensform und Narrative Form: Zur Epistemologie des Vollzugs und zum Lebensbegriff der Literaturwissenschaften	113

Markus Messling (Potsdam)	
Zum Lebenswissen der Textwissenschaften. Für eine kritische Geschichte der Philologie	127

II. Zwischenbilanz

Ottmar Ette	
Über Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Perspektiven einer anhebenden Debatte	137

III. Projekte und Perspektiven

Vera Nünning (Heidelberg)	
Literatur als Lebenswissen: Die Bedeutung von Literatur für menschliches Verstehen und Zusammenleben am Beispiel von Ian McEwans Roman <i>Enduring Love</i> (1998)	145

Sergio Ugalde (Mexiko-Stadt)	
Leben, Erinnerung und Philologie	169

Liliana Weinberg (Mexiko-Stadt)	
Unzeitgemäße Kommentare zu Ottmar Ettes „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft“	179

Josu Landa (Mexiko-Stadt)	
Ottmar Ette: Leben in der Literatur und Literatur im Leben	189

Michael Basseler (Gießen)	
Literatur – Erfahrung – Lebenswissen: Perspektiven einer pragmatischen Literaturwissenschaft	205

Vittoria Borsò (Düsseldorf)	
„Bio-Poetik“. Das „Wissen für das Leben“ in der Literatur und den Künsten	223

IV. Anhang

Amin Maalouf, Ottmar Ette

„Vivre dans une autre langue, une autre réalité.“

Entretien avec Amin Maalouf, Ile d'Yeu, 15 septembre 2007247

Ottmar Ette

Lebensfuge oder Eine Philosophie des ÜberLebenSchreibens.

Laudatio für Jorge Semprún265

Jorge Semprún

Philosophie als Überlebenswissenschaft.

Rede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der

Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam (25. Mai 2007)281

Einleitung

Wenn zahlreiche und vielfältige Zeichen nicht trügen, ist die Literaturwissenschaft, aber nicht nur sie, dabei, die Bedeutung der außerliterarischen Referenzen, also des Lebens für die Literatur und in der Literatur wiederzu-entdecken: „The return of the real“ scheint eine Epochensignatur zu werden. Aber wie real ist dieses Reale, wie lebendig ist dieses Leben (in) der Literatur? Und wie lässt sich dies mit der Aufgabe der Philologie, das Viel-Logische zu denken, verknüpfen?

Ottmar Ette hat diese Debatte mit seiner von *Lendemains* im Heft 125 (2007) veröffentlichten „Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften“ im Hinblick auf die spezifischen Bedingungen der Literaturwissenschaft in der gegenwärtigen Phase beschleunigter Globalisierung aufgenommen und vorangetrieben. Seine Forderung nach einer „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft“ versucht dezidiert, den so genannten „Lifes Sciences“ das Monopol des Wissens um das Leben zu bestreiten und die Literaturwissenschaft zunächst einmal selbst davon zu überzeugen, dass sie über Kompetenzen und Performanzen, über unterschiedlichste Formen eines Wissens vom und im Leben verfügt, die anderen Disziplinen nicht zur Verfügung stehen (können). Ist es daher nicht an der Zeit und nachgerade überlebenswichtig, dass sich die Literaturwissenschaft als ebenso geistes- und kulturwissenschaftliche wie (im Sinne von gr. *bíos*) lebenswissenschaftliche Grundlagenforschung begreift und ihr spezifisches Wissen ins Bewusstsein der Gesellschaft rückt?

Die Forderung nach einer Literaturwissenschaft, die sich selbst die Frage nach ihrem Nutzen und Nachteil für das Leben stellt, muss nach Jahrzehnten der Betonung der Eigengesetzlichkeit bis hin zur Autoreferentialität literarischer wie literaturtheoretischer Wissensproduktion wie eine Provokation wirken. Doch es geht gerade nicht darum, die mit dieser Orientierung verbundene Komplexitätssteigerung rückgängig zu machen – ganz im Gegenteil. Soll diese jedoch nicht zum Selbstzweck einer sich vor allem mit sich selbst auseinandersetzenden Disziplin werden, so muss sich die Literaturwissenschaft auch wieder ihrer Verantwortung für unser Wissen vom Leben bewusst werden. Dieses Wissen der Literatur riskiert sonst, bei einer breiten Öffentlichkeit zunehmend in Vergessenheit zu geraten. Ist die Literatur nicht jenes Mobile des Wissens, das uns den experimentellen Umgang mit kulturell wie sozial verschiedenartigsten Lebensformen und Lebensnormen erlaubt?

Die Literaturwissenschaft sollte sich zu ihrem originären Wissen in seinem Eigen-Sinn, in seiner Eigen-Logik bekennen, weil es ihr ohne dieses Be-

kenntnis nicht gelingen wird, die Gesellschaft von der Bedeutung und Notwendigkeit ihres Lebenswissens und Erlebenswissens zu überzeugen. Ist nicht die Widerständigkeit des Ästhetischen weit jenseits einer Ästhetik des Widerstands Symbol und Signal eines Wissens der Literatur, das sich nicht auf das historische Gewordensein beschränkt, stets auch prospektiv gerichtet ist und sich niemals mit einem wie auch immer gearteten *status quo* zufrieden gibt?

Die von Ottmar Ette mit Erich Auerbach erhobene Forderung, die Literaturwissenschaft solle sich dank ihres Lebensreichtums um das Leben kümmern, hat eine Debatte eingeleitet, die dem Jahr der Geisteswissenschaften gut zu Gesicht stand. Nach einer Podiumsdiskussion in Berlin mit Christoph Menke, Ansgar Nünning und Wolfgang Asholt, deren Statements zusammen mit anderen Stellungnahmen im unmittelbar nachfolgenden *Lendemains*-Heft (126/27) veröffentlicht wurden, gab es zahlreiche weitere Stellungnahmen, die in den folgenden Heften erschienen. An der Debatte nahmen Anglisten, Germanisten, Kulturtheoretiker, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaftler, Philosophen und Romanisten teil. Mit einer Bilanz von Ottmar Ette im Heft 129 wurde die *Lendemains*-Diskussion abgeschlossen.

Da es in der Folgezeit weitere Stellungnahmen gab, haben sich der Verfasser der Programmschrift und der Herausgeber von *Lendemains* entschlossen, diese für die Zukunft der Literaturwissenschaft nicht unwichtige Debatte mit einem Band zu dokumentieren und durch die Aufnahme der zusätzlichen Beiträge zu bereichern.

Eine englischsprachige Fassung der Programmschrift wird im Jahre 2010 in den USA erscheinen, eine spanischsprachige Ausgabe nebst einiger der hier versammelten Diskussionsbeiträge ist zum gleichen Zeitpunkt in Lateinamerika geplant, eine französische elektronische Zeitschrift wird voraussichtlich 2010 eine Auswahl von Artikeln und die Programmschrift veröffentlichen. Die internationale Rezeption wird dazu beitragen, dass sich auch die deutsche Debatte weiter intensiviert. Der vorliegende Band soll deshalb weniger eine abschließende Dokumentation als vielmehr eine Aufforderung zur umfassenden Diskussion dessen sein, was Literaturwissenschaft heute sein kann und zu welchem Behufe wir sie dringender denn je benötigen. Wenn das mit diesem Band befördert würde, hätte er seinen Zweck erfüllt.¹

Osnabrück und Potsdam

Die Herausgeber

¹ Die Herausgeber danken allen an diesem Band Mitwirkenden für ihre Diskussionsbeiträge, Nathalie Crombée (Institut für Romanistik der Universität Osnabrück) dafür, diese in gewohnt kompetenter Weise für den Druck eingerichtet zu haben, und Tobias Kraft (Potsdam) für die Umschlaggestaltung. Ein Teil der in *Lendemains* erschienenen Beiträge ist für diesen Band überarbeitet worden. Herrn Dr. Gunter Narr und seinem Verlag sei dafür gedankt, dass sie das Zustandekommen dieses Bandes ermöglicht haben.

Ottmar Ette (Potsdam)

L

Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Eine Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften¹

Aus dem Garten des Wissens

Im Vorwort zur zweiten, Ende 1873 entstandenen und wohl bis heute wirkungsmächtigsten seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, die eine längst historisch gewordene „Philosophie des Lebens“ wesentlich mitprägte, hat Friedrich Nietzsche unter Rückgriff auf Goethe betont, daß ihm alles verhaßt sei, was bloß belehre, ohne unmittelbar zu *beleben*. Und er fügte hinzu:

Gewiß, wir brauchen Historie, aber wir brauchen sie anders, als sie der verwöhnte Müßiggänger im Garten des Wissens braucht, mag derselbe auch vornehm auf unsere derben und anmutlosen Bedürfnisse und Nöte herabsehen. Das heißt, wir brauchen sie zum Leben und zur Tat, nicht zur bequemen Abkehr vom Leben und von der Tat, oder gar zur Beschönigung des selbstsüchtigen Lebens und der feigen und schlechten Tat. Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen: aber es gibt einen Grad, Historie zu treiben, und eine Schätzung derselben, bei der das Leben verkümmert und entartet: ein Phänomen, welches an merkwürdigen Symptomen unserer Zeit sich zur Erfahrung zu bringen jetzt eben so notwendig ist, als es schmerzlich sein mag.²

Diese unzeitgemäßen Überlegungen Nietzsches zu einem Symptom seiner Zeit entfalten sicherlich bis heute eine ebenso beunruhigende wie belebende Wirkung auf das Denken von Geschichte in ihrem Bezug zum Leben, unabhängig davon, ob wir diese Relation mit Nietzsche auf die Ebene eines einzelnen Menschen, eines Volkes oder einer Kultur beziehen. Nicht die Antworten des Philosophen auf die von ihm selbst gestellte Frage nach dem

¹ Der Verfasser ist Mitinitiator des DFG-Graduiertenkollegs „Lebensformen und Lebenswissen“ an den Universitäten Potsdam und Frankfurt/Oder. Hier ist der Ort, den dortigen KollegiatInnen und KollegInnen, dem Kreis meiner DoktorandInnen, nicht zuletzt aber auch Wolfgang Asholt sowie Vera und Ansgar Nünning Dank für viele Anregungen und Ermutigungen zu sagen.

² Friedrich Nietzsche: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. In ders.: *Werke in vier Bänden*. Mit einem Nachwort von Alfred Baeumler. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1955, 97.

Leben, nicht die Auftrennung in eine monumentalische, eine antiquarische und eine kritische Art, Geschichte zu betreiben,³ oder die bis heute verstörende und gewiß auch gefährliche nietzscheanische Rede von der „Entartung“ der Historie wie des Lebens sollen uns hier interessieren. Vielmehr soll die Frage selbst im Mittelpunkt stehen, der sich der Verfasser von *Die fröhliche Wissenschaft* stellte: Wie läßt sich das Verhältnis der Historie und der Wissenschaft allgemein zum individuellen wie zum kollektiven Leben jenseits dessen bestimmen, was Nietzsches geißelnder Spott als „das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen“ und als den „Staub bibliographischer Quisquilien“⁴ verhöhnte.

Eine vielleicht noch erstaunlichere, zugleich aber für die Philologien noch belebendere Wirkung könnten Nietzsches Betrachtungen dann entfalten, wenn wir sie nicht nur auf die Geschichte und die Geschichtswissenschaft, sondern auf die Literaturgeschichte und die Literaturwissenschaft übertragen und (uns) nach dem Nutzen und Nachteil der Literaturwissenschaft(en) für das Leben fragen würden. Was also wäre eine solche Wissenschaft – und deren Theorie –, wenn wir sie nach ihrer Bedeutung für das Leben befragten und nach ihren Möglichkeiten, die Grenzen eines „Gartens des Wissens“ zu überschreiten, als dessen Intensivkultur – ich spreche nicht von Treibhaus – man die akademische und universitäre Literaturwissenschaft und Literaturtheorie betrachten könnte. Wie also wäre die Beziehung zwischen diesem *hortus*, dessen relative Autonomie hier in keiner Weise unterlaufen werden soll, und jenem Leben zu denken, dessen Begriff auf eigentümliche Weise aus dem philologischen Garten des Wissens ausgeklammert scheint?

Gewiß darf und sollte man sich zunächst der Frage stellen, ob eine solche Fragestellung überhaupt zulässig und „erlaubt“ ist. Warum, so ließe sich kritisch einwenden, sollte sich Literaturtheorie überhaupt mit dem Leben oder zumindest mit dem Bezug der Literatur zum Leben auseinandersetzen? Oder derber: Was hat die Literaturwissenschaft mit dem Leben zu schaffen? Denn haben wir nicht gerade im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den westlichen Demokratien lange genug gebraucht, um die relative Autonomie des Feldes der Literatur, des *champ littéraire*, wie auch des intellektuellen Feldes, des *champ intellectuel*,⁵ zu begreifen und in einem nie ganz abzuschließenden Prozeß auch zu erstreiten? Da ist doch die Be-

³ Ebda., 111-119.

⁴ Ebda., 123.

⁵ Immer noch lesenswert ist die Studie des akademischen Feldes durch Bourdieu, Pierre: *Homo academicus*. Paris: Minuit, 1984; zur Theorie Pierre Bourdieus insbesondere mit Blick auf das intellektuelle wie das literarische Feld vgl. Joseph Jurt: *Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1995.

fürchtung naheliegend und legitim, die Herstellung einer Beziehung zwischen der Philologie und dem Leben könnte über die Eigengesetzlichkeit literarischer wie literaturtheoretischer Wissensproduktion hinweglügen und unsere historisch gewachsene Einsicht in die Komplexität und den Eigen-Sinn, die Eigen-Logik dieses Gartens des Wissens zerstören.

So sei vorsorglich den nachfolgenden – und ich hoffe in einem positiven Sinne unzeitgemäßen da sehr wohl zeitbezogenen – Überlegungen vorausgeschickt, daß es nicht darum gehen kann, den Grad an Komplexität zu vermindern oder einzuschränken, der unser Verständnis von Literatur und literarischer Produktion wie von Literaturtheorie und literaturwissenschaftlicher Reflexion heute im allgemeinen prägt. Es kann uns nicht darum zu tun sein, die Literatur als bloßen Reflex einer Gesellschaft im Sinne einer wie auch immer – vulgärmarxistisch oder positivistisch – gewendeten Widerspiegelungstheorie mißzuverstehen, die Intertextualitätstheorie auf eine bloße positivistische Quellenforschung zu reduzieren oder die inter- und transmedialen wie die inter- und transkulturellen Dimensionen literarischen Schreibens auf fahrlässige Weise auszublenden. Auch ist hier keine Rückkehr zu längst historisch gewordenen lebensphilosophischen Betrachtungsweisen beabsichtigt, die in der Literaturwissenschaft noch nie viel Nennenswertes hervorbrachten. Kein Zweifel aber kann daran bestehen, daß die Frage nach Literaturwissenschaft und Literaturtheorie stets eine Frage nach den jeweils spezifischen historischen, kulturellen, sozio-ökonomischen und nicht zuletzt auch wissenschaftspolitischen Kontexten miteinschließt. Und diese haben sich – wie mir scheint – gerade in jüngster Zeit in grundlegender und für den Bestand der Philologien keineswegs günstiger Weise verändert.

Denn längst sind die Philologien im öffentlichen wie auch im wissenschaftspolitischen Diskurs ins Hintertreffen geraten und nehmen im Kampf um die Verteilung von Ressourcen – wie die erste Runde der Exzellenz-Initiative in Deutschland ein weiteres Mal in aller Deutlichkeit vor Augen führte – einen unverkennbar marginalen Platz ein. In einer Situation, in der die neuen Bundesländer bei der ersten und entscheidenden Verteilungsrunde in ihrer Gesamtheit kaum mehr als 3 Prozent dieser zusätzlichen, für die Entwicklung aber unabdingbaren Mittel erhielten, könnte man sagen, daß die Geisteswissenschaften so etwas wie das Ostdeutschland der deutschen Forschungslandschaft repräsentieren. Und dies zu einem Zeitpunkt, in dem gerade sie dringend dazu gebraucht würden, nicht nur die Lehrerausbildung sicherzustellen und die chronische Bildungsmisere zu bekämpfen, sondern einen substanziellen Beitrag zu einem der wohl drängendsten Probleme des 21. Jahrhunderts zu leisten, zu dessen Lösung gerade die Naturwissenschaften eher wenig anzubieten haben: dem Zusammenleben verschiedenster Kulturen in Differenz und gegenseitiger Achtung.

Es gibt gewiß eine hier nicht zu erörternde Vielzahl von Gründen dafür, warum die Geisteswissenschaften – und allen voran die Philologien – derart an öffentlicher Wertschätzung verloren haben und zugleich die Zahl ihrer Studierenden umgekehrt proportional ist zum Umfang ihnen zugestanderener Mittel. Die Attraktivität von Geistes- und Kulturwissenschaften für junge Menschen ist – alle Statistiken zeigen es – ungebrochen. Wird aber das „Jahr der Geisteswissenschaften“ 2007 in Deutschland einen Beitrag dazu leisten, den Bestand dieser Fächer zu sichern und ihr Über- und Weiterleben in vertretbaren Größenordnungen zu garantieren? Es wird darauf ankommen, innerhalb eines veränderten Umfelds konzeptionelle Neuausrichtungen zu entwickeln und sich nicht zuletzt auch der von Nietzsche in einem anderen historischen Kontext aufgeworfenen (Gretchen-) Frage zu stellen: Sag, wie hältst Du es mit dem Leben?⁶

Ein gerade mit Blick auf die künftigen Entwicklungschancen der Kultur- und Geisteswissenschaften im allgemeinen und der Literaturwissenschaften im besonderen entscheidender Punkt scheint mir die Tatsache zu sein, daß mit den *Life Sciences*, den sogenannten „Lebenswissenschaften“, eine biowissenschaftliche Fächerkonstellation den Lebensbegriff auf derart öffentlichkeitswirksame und geradezu selbstverständliche Weise okkupiert hat, daß die *Humanities* gegenüber den *Life Sciences* in eben jenem Maße von einem Wissen vom Leben ausgebürgert erscheinen, wie die *Scholars* gegenüber den *Scientists* aus dem Bereich „wirklicher“ Wissenschaften zumindest begrifflich ausgeschlossen wurden. Die Reduktion eines breit angelegten und gerade auch die kulturellen Dimensionen miteinbeziehenden Verständnisses von *bios* auf ein biowissenschaftlich-naturwissenschaftliches Konzept aber stellt eine Gefahr für das Leben einer Gesellschaft und ihrer kulturellen wie wissenschaftlichen Entwicklung dar. Können die Kulturwissenschaften, werden die Literaturwissenschaften überzeugende Antworten auf diese Herausforderungen finden und effiziente Gegenstrategien entwickeln und ins Werk setzen? Wenig deutet derzeit darauf hin.

Mir scheint es vor dem soeben skizzierten Hintergrund an der Zeit und in einem ganz konkreten Sinne für die hier zu diskutierenden Disziplinen und Fächer nachgerade überlebenswichtig zu sein, daß sich die Literaturwissenschaften als Lebenswissenschaften begreifen und im Sinne einer geisteswissenschaftlichen *Grundlagenforschung* nach dem Nutzen und dem Nachteil der Literaturwissenschaften für das Leben fragen. Die Neubesinnung der Philologien auf den Lebensbegriff sollte dabei nicht als eine vordergründige und kurzatmige Taktik, sondern als ein auf die Inhalte wie die Methoden dieser Fächer selbst zurückgreifender strategischer Versuch ver-

⁶ Daß sich die Biowissenschaften immer wieder – und auch in öffentlichkeitswirksamer und zugleich fundierter Form – der Auseinandersetzung mit dieser Frage widmen, belegen umfangreiche Bände wie die von Detlev Ganten, Thomas Deichmann, Thilo Spahl: *Leben, Natur, Wissenschaft. Alles, was man wissen muss.* Frankfurt/M.: Eichborn, 2003.

standen werden, die nicht wegzudiskutierende gesellschaftliche Bringschuld der *Sciences humaines* neu zu reflektieren und bislang bestenfalls von der Philosophie genutzte gewaltige Potentiale für die innere Entwicklung dieser Disziplinen und Fächer abzurufen. Denn eine Wissenschaft, die ihr Wissen nicht in die Gesellschaft schafft, mißachtet ihre gesellschaftliche Bringschuld und ist am Ende mit schuld, wenn die Gesellschaft sie um ihre Mittel bringt.⁷

Sollten die Kulturwissenschaften folglich auf Konfrontationskurs mit den Naturwissenschaften gehen? Dies wäre ebenso simplistisch gedacht wie kurzsichtig. Eine Doppelstrategie wäre weitaus sinnvoller und effizienter. Denn jenseits einer durchaus konfrontativen Auseinandersetzung mit dem semantischen Reduktionismus eines biowissenschaftlich formulierten Lebensbegriffes dort, wo dieser Anspruch erhebt, für die Gesamtheit einer wissenschaftlichen Erforschung des Lebens eintreten zu können, ist es gerade für die Philologien lebenswichtig, auf kooperative Weise im wissenschaftlichen Dialog mit den Biowissenschaften eine Entwicklung anzubahnen, die unter fundamentaler Einbeziehung kultur- und geisteswissenschaftlicher Erkenntnisse die transdisziplinäre Gewinnung eines Verständnisses des Lebens wie der Lebenswissenschaften ermöglicht, welches die letztlich imaginäre und doch immer wieder gerne imaginierte und zementierte Grenze zwischen den von Charles Percy Snow so genannten „zwei Kulturen“⁸ überwindet.

Es geht folglich um eine zugleich kontrastive und komplementäre Vernetzung der unterschiedlichsten Wissenschaften. Für die Kulturwissenschaften ist es von vitalem Interesse, in das wissenschaftliche Gesamtsystem und die Zirkulation des Wissens in der Gesellschaft nicht nur im besten Falle als Kompensationswissenschaften eingebunden zu sein und damit letztlich Gefahr zu laufen, auf den Status reparaturwissenschaftlicher Hilfstrupps reduziert zu werden, die – wie derzeit etwa die Arabistik und die Islamwissenschaften – in den Genuß mehr oder minder kurzfristiger Kompensationszahlungen gelangen. Es wird für die Zukunft gerade auch der Philologien und ihrer Theoriebildungen entscheidend sein, ob ihnen die Entwicklung wissenschaftlicher Strategien und Ansätze gelingt, die sie als vollgültige und nicht wegzudenkende Bestandteile in eine nicht-reduktionistische Konzeption der Lebenswissenschaften einbinden. Denn leider ist die Zwei-Kulturen-These zumindest auf diskursiver, aber gewiß auch auf wissenschaftspolitischer Ebene kein Schnee von gestern.

Umso wichtiger ist es, die kritische Funktion und das kritische Potential gerade auch der Literaturtheorie zu nutzen, um auf dialogische und theore-

⁷ Vgl. hierzu ausführlicher Ottmar Ette: *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz (ÜberLebenswissen II)*. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2005, 269sq.

⁸ Vgl. C.P. Snow: *The Two Cultures*. With Introduction by Stefan Collini. Cambridge: Cambridge University Press, 1993.

tisch, nicht ideologisch⁹ fundierte Weise „im Dienste des Lebens“¹⁰ nach einem offenen Lebensbegriff und einem Wissen vom Leben als Wissen im Leben zu fragen. Diese doppelte Zielrichtung könnte gerade die Literaturwissenschaften davor bewahren, sich in einem im Sinne Nietzsches verstandenen und vom Leben wie vom Lebensbegriff immer stärker abgekoppelten behaglichen Garten des Wissens einzurichten. Denn, so Nietzsche am Ende seines Vorwortes: „ich wüßte nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß – das heißt gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zeit – zu wirken.“¹¹

Lebenswissen und Lebenswissenschaften

Jüngst hat der Herausgeber der *Romanistischen Zeitschrift für Literaturgeschichte* anlässlich des Erscheinens des dreißigsten Jahrgangs dieses angesehenen Periodikums darauf verwiesen, daß der Anspruch der Gründungsherausgeber dieser maßgeblich von Erich Köhler geprägten Zeitschrift auch nach drei Jahrzehnten – und „wie viele schnellzünftig dekretierte Paradigmenwechsel und *turns* liegen hinter uns?“ – „seine Gültigkeit“ bewahrt habe.¹² Der entscheidende Ausgangspunkt sei die Überzeugung gewesen, daß die Literaturwissenschaft ihre Aufgabe nur erfüllen könne, wenn sie sich als eine historische Disziplin verstehe und „mit dem Gesamtprozess der Geschichte als der Geschichte der menschlichen Gesellschaft vermittelt“ sei.¹³ Um es gleich vorwegzunehmen: Die vorliegenden Überlegungen führen zwar keinen lebenswissenschaftlichen *turn* der Literaturwissenschaften im Schilde, versuchen aber sehr wohl, die Frage nach dem Bezug der Literatur zur Geschichte der menschlichen Gesellschaft dadurch eine neue Wendung zu geben,¹⁴ daß sie die Frage nach dem individuellen wie kollektiven Leben in den unmittelbaren Horizont literaturwissenschaftlichen Tuns rücken.

Mit der Einführung der Begriffsprägung „Lebenswissen“ verbindet sich der Versuch, mit Hilfe dieses Horizontbegriffs die in der Produktion, Distri-

⁹ Zur Unterscheidung zwischen Theorie und Ideologie vgl. Peter V. Zima: *Ideologie und Theorie. Eine Diskurskritik*. Tübingen: A. Francke Verlag, 1989.

¹⁰ Nietzsche: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“, op. cit., 124.

¹¹ Ebda., 99.

¹² Henning Krauss: „Editorial“. *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte/Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes* (Heidelberg) XXX, 1-2 (2006), iii.

¹³ Ebda.

¹⁴ Das hiermit verbundene fachgeschichtliche Selbstverständnis behandelt das Kapitel „Die Aufgabe der Philologie. Von Klassikern romanistischer Literaturwissenschaft“ in Ottmar Ette: *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2004, 51-96.

bution und Rezeption von Kunst und Literatur beobachtbaren Wissensbestände und Logiken von Lebensvorgängen verstärkt in den Fokus literatur- und kulturwissenschaftlicher Analysen zu bringen. Was aber ist unter dieser neuen begrifflichen Prägung zu verstehen?

Lebenswissen entfaltet terminologisch die komplexe Beziehung zwischen den beiden semantischen Polen des Kompositums und beinhaltet ein Wissen über das Leben und vom Leben wie ein Wissen des Lebens von sich selbst, ein Wissen zum und im Leben wie ein Wissen als fundamentale Eigenschaft und als Bestandteil von Leben wie von Lebensprozessen überhaupt. Die Selbstreflexivität dieser Prozesse ist sinnfällig: Lebensformen, Lebensweisen und Lebenspraktiken setzen immer ein bestimmtes Lebenswissen voraus, sind mit diesen – selbst auf der Ebene des Habitus oder des *life style* – auf höchst komplexe Weise rückgekoppelt. Lebenswissen wird nicht zuletzt durch die Praxis und die Reflexion konkreter Lebensformen kontinuierlich transformiert und readaptiert. Diese dynamischen Veränderungen und Neuanpassungen von Lebenswissen werden aber auch in grundlegender Weise durch Simulakra, durch fiktionale Lebensmodelle, durch inszenierte Lebensformen mitgeprägt. Lebenswissen impliziert – in einer kulturell und sozial freilich sehr unterschiedlich gegebenen Varianzbreite – ein geschärftes selbstreflexives Bewußtsein von der Vorläufigkeit, Modellierbarkeit und Optimierbarkeit eines derartigen Wissens: Die eigenen Vorstellungen können prinzipiell wie pragmatisch in bestimmtem Maße zur Disposition gestellt werden.

Der Fragehorizont von Lebenswissen ist in erster Linie philologisch-kulturtheoretisch sowie philosophisch bestimmt und impliziert eine Neuorientierung von Literaturtheorie auch insoweit, als die Einbeziehung des Lebensbegriffs eine zumindest interdisziplinäre, idealiter aber auch transdisziplinäre und damit die verschiedenen Disziplinen nicht nur miteinander in Dialog setzende, sondern in fundamentaler Weise querende Auseinandersetzung mit ethischen wie biowissenschaftlichen Ansätzen und Diskursen erforderlich macht. Der Begriff Lebenswissen beinhaltet damit von Beginn an eine *doppelte* Zirkulation des Wissens, insofern zum einen Leben und Wissen in einem sich gegenseitig bedingenden Austausch stehen, wobei – wie erwähnt – die unterschiedlichsten wechselseitigen Konnexionen zwischen Leben und Wissen ins Spiel gebracht werden. Zum anderen beinhaltet der Begriff aber auch eine Zirkulation des Wissens auf fächerübergreifender Ebene, wobei sich die verschiedenartigsten Anschlußmöglichkeiten zwischen stärker natur- oder kulturwissenschaftlich ausgerichteten Disziplinen ergeben und transdisziplinär entfalten lassen.

Aus literaturtheoretischer Sicht kommt der Literatur innerhalb dieser Zirkulation des Wissens auf beiden Ebenen keineswegs eine „sekundäre“, sondern eine (theoretisch wie lebenspraktisch) herausragende Bedeutung zu. Denn Literatur läßt sich begreifen als sich wandelndes interaktives Spei-

chermedium von Lebenswissen, das nicht zuletzt Modelle von Lebensführung simuliert und aneignet, entwirft und verdichtet und dabei auf die unterschiedlichsten Wissenssegmente und wissenschaftlichen Diskurse zurückgreift. So formulierte Roland Barthes in seinem im September 1967 ursprünglich im *Times Literary Supplement* erschienenen Essay „De la science à la littérature“:

Es gibt ganz gewiß keinen einzigen wissenschaftlichen Gegenstandsbereich, der nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt von der Weltliteratur (*littérature universelle*) behandelt worden wäre: Die Welt des Werkes ist eine totale Welt, in der das ganze (soziale, psychologische, historische) Wissen seinen Platz findet, so daß die Literatur für uns jene große kosmogonische Einheit besitzt, an der sich die alten Griechen erfreuten, die uns aber der kleinparzellierte Zustand unserer Wissenschaften heute versagt. Überdies ist die Literatur wie die Wissenschaft methodisch: Sie besitzt ihre eigenen Forschungsprogramme, die je nach Schulen und Epochen (ganz wie im Bereich der Wissenschaft) variieren, verfügt über eigene Regeln der Erforschung, ja erhebt bisweilen experimentelle Ansprüche.¹⁵

Da Literatur darauf spezialisiert ist, weder disziplinär noch lebensweltlich spezialisiert zu sein und als verdichtetes und verdichtendes Zirkulationsmedium unterschiedlichster Wissensbereiche und Wissensfragmente angesehen werden darf, kommt ihr als Kommunikations- und Aneignungsform ästhetischer Erfahrung in besonderem Maße die Fähigkeit zu, nicht nur in unterschiedlichsten Formen Lebenswissen bereit zu halten und zur Verfügung zu stellen, sondern Lebensformen künstlerisch – durchaus im Sinne eines sekundären modellbildenden Systems¹⁶ – zu modellieren und ästhetisch erfahrbar zu machen. Wie aber läßt sich dieses Vermögen mit der historisch so erfolgreichen Entwicklung naturwissenschaftlicher Diskurse vom Leben im Kontext der Moderne verbinden?

In seinem 1966 erschienenen Grundlagenwerk *Les mots et les choses* hat Michel Foucault bekanntlich die Veränderungen, die sich zwischen 1775 und 1795 auf dem Gebiet der Naturgeschichte vollzogen, analysiert¹⁷ und daraus den Schluß gezogen, daß die „allgemeinen Prinzipien der *taxinomia*, die die Systeme von Tournefort und von Linné, die Methode von Adamson bestimmten, [...] für Jussieu, für Vicq d'Azyr, für Lamarck und für Candolle immer noch auf gleiche Weise Geltung“¹⁸ besessen hätten. Dennoch seien die Beziehungen zwischen sichtbaren und unsichtbaren Strukturen in diesem Zeitraum deutlich modifiziert worden, insofern man sich „auf die Existenz

¹⁵ Roland Barthes: „De la science à la littérature“. In: ders.: *Cŕuvres complètes*. Tome II. Edition établie et présentée par Eric Marty. Paris: Seuil, 1994, 428 (Übers. O.E.).

¹⁶ Vgl. Jurij M. Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*. Übersetzung von Rolf-Dietrich Keil. 2. unveränderte Auflage. München: W. Fink Verlag, 1986.

¹⁷ Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1974, 279.

¹⁸ Ebda., 280.

für das Lebewesen wesentlicher Funktionen“¹⁹ orientiert und den „Begriff des Lebens für die Anordnung der natürlichen Wesen unerlässlich“²⁰ gemacht habe. Damit aber veränderte sich das Verständnis der Klassifikation selbst:

Klassifizieren heißt also nicht mehr, das Sichtbare auf sich selbst beziehen, indem man einem seiner Elemente die Aufgabe überträgt, die anderen zu repräsentieren, sondern heißt, in einer die Analyse drehenden Bewegung, das Sichtbare wie auf seine tiefe Ursache auf das Unsichtbare zu beziehen, dann aus dieser geheimen Architektur wieder zu deren manifesten Zeichen hinaufzusteigen, die an der Oberfläche der Körper gegeben sind.²¹

Das Grundlegendwerden des Gegensatzes zwischen Organischem und Anorganischem geht einher mit der „Opposition zwischen Lebendigem und Nicht-Lebendigem“²² und markiert von seiten der sich postnaturgeschichtlich neu konstituierenden Wissenschaften vom Leben her jene neue Ordnung der Disziplinen wie der Kulturen, in der sich um 1800 die Moderne in den sie prägenden epistemologischen – und das heißt nicht nur naturwissenschaftlichen, sondern gerade auch kulturellen – Differenzen konstituiert.²³ Die von Michel Foucault oder Wolf Lepenies²⁴ untersuchten Wissenssysteme und Taxonomien des Klassifizierens verdeutlichen darüber hinaus, daß diese Unterscheidungen zugleich beinhalten, daß das Leben in einem biowissenschaftlichen Sinne zum Objekt wird und sich das Wissen über diesen Gegenstand *außerhalb* desselben akkumuliert, ihm also äußerlich ist. Dies gilt es zu bedenken, wenn man die im Kontext öffentlicher Debatten um die Stammzellenforschung aufgestellte Forderung Jürgen Habermas' an die Philosophen auch auf die Literaturwissenschaftler und insbesondere die LiteraturtheoretikerInnen bezieht:

Die neuen Technologien drängen uns einen öffentlichen Diskurs über das richtige Verständnis der kulturellen Lebensform als solcher auf. Und die Philosophen haben keine guten Gründe mehr, diesen Streitgegenstand Biowissenschaftlern und Science-Fiction-begeisterten Ingenieuren zu überlassen.²⁵

¹⁹ Ebda., 281.

²⁰ Ebda., 282.

²¹ Ebda., 283.

²² Ebda., 286.

²³ Vgl. die Tagungsakten von Hansjörg Bay, Kai Merten (eds.): *Die Ordnung der Kulturen. Zur Konstruktion ethnischer, nationaler und zivilisatorischer Differenzen 1750–1850*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006; sowie Ottmar Ette, Ute Hermanns, Bernd M. Scherer, Christian Suckow (eds.): *Alexander von Humboldt – Aufbruch in die Moderne*. Berlin: Akademie Verlag, 2001.

²⁴ Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978.

²⁵ Jürgen Habermas: *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* Vierte, erweiterte Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002, 33.

Anders als die Biowissenschaften und Biotechnologien besitzt das Leben im Bereich der Literatur, die sich stets über ihren Nutzen und Nachteil für das Leben befragt und unterschiedlichste Antworten auf diese Frage gefunden hat, in privilegierter (da *nicht* durch disziplinäre Zwänge systematisierter) Form ein Wissen von sich selbst, so daß Leben und Wissen im konkreten Lebensvollzug wie in ihren Lebensformen und Lebensentwürfen zusammengedacht werden können. Inwiefern sich freilich in der aktuellen Genetik und Stammzellenforschung neue Wissensmodelle entwickeln, welche die biowissenschaftliche „Außerhalb-befindlichkeit“ des Wissens gegenüber den konkret vollzogenen Lebensprozessen, die gleichsam nichts von sich selber wissen, relativieren oder gar unterlaufen, bleibt abzuwarten. Für die Literaturwissenschaften wie die Literaturtheorie jedoch gilt, daß Lebenswissen ebenso auf der Objektebene im Gegenstand selbst wie auf der Subjektebene im forschenden Individuum (mit seinem jeweiligen Lebenskontext) in den Erkenntnisprozeß unhintergebar einbezogen ist. Auf diese „Ubiquität“ von Lebenswissen auf der textinternen wie der textexternen Ebene wird im Zusammenhang mit der Frage nach der dynamischen Modellierung von Lebenspraktiken und Lebensformen in der Literatur zurückzukommen sein.

Bereits jetzt aber sei festgehalten: Werden die Lebenswissenschaften lediglich als interdisziplinär vernetztes und stark anwendungsorientiertes und zugleich experimentelles Ensemble biochemischer, biophysikalischer, biotechnologischer und humanmedizinischer Forschungsfelder aufgefaßt, so besteht die unübersehbare Gefahr, daß die breite kulturelle Auffächerung des Lebensbegriffs im Sinne von gr. *bios* verloren geht. Diesem Gefahrenpotential sucht sich ein kulturwissenschaftlich fundierter und literaturtheoretisch pointierter Begriff von Lebenswissen entgegenzustellen, indem er darauf abzielt, die von Giorgio Agamben gleich zu Beginn seines *Homo sacer* ins Zentrum gerückte Unterscheidung zwischen *zoe* (als „die einfache Tatsache des Lebens, die allen Lebewesen gemein ist“²⁶) und *bios* (als Bezeichnung für die „Form oder Art und Weise des Lebens, die einem einzelnen oder einer Gruppe eigen ist“²⁷) zurückzugewinnen. Nicht umsonst steht der italienische Philosoph hier in der Traditionslinie großer Intellektueller, deren Denken wie bei Hannah Arendt oder Michel Foucault – dessen Werk beständig nach der biopolitischen Dimension, nach Zucht und Regelung, nach Ausgrenzung und Eingrenzung des Lebens fragt – in hohem Maße um die epistemologische Relevanz der Lebensformen wie des Lebensbegriffs kreiste.

Literatur zeichnet sich als verdichtete und hochgradig dynamische Zirkulationsform von Wissen gerade dadurch aus, daß sie die soeben skizzierte Trennung weder negiert noch zementiert oder sich gar ausschließlich ent-

²⁶ Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Aus dem Italienischen von Hubert Thüring. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002, 11.

²⁷ Ebd.

weder dem „natürlichen“, dem „nackten“ Leben oder den unterschiedlichen kulturell geprägten Lebensformen zuwendet. Vielmehr bearbeitet die Literatur diese Unterscheidung beständig mit Hilfe der ihr zur Verfügung stehenden Mittel und entfaltet so ein komplexes Verständnis von Leben, welches einer semantischen Reduktion des Lebensbegriffs entgegenwirkt. Sie ist daher bestens auf die von Habermas signalisierte, durch neueste biotechnologische Entwicklungen hervorgerufene Situation vorbereitet: „Die Grenze zwischen der Natur, die wir ‘sind’, und der organischen Ausstattung, die wir uns selber ‘geben’, verschwimmt.“²⁸ Der literarische Schöpfungsakt hat diese Grenze schon immer bearbeitet und eine quasi-demiurgische Position ästhetisch reflektiert.

Eine am Fragehorizont des Lebenswissens ausgerichtete Literaturtheorie sollte daher gerade angesichts der biotechnologischen Herausforderungen tunlichst darauf achten, möglichst zahlreiche Anschlußmöglichkeiten zugunsten einer transdisziplinären Verknüpfung unterschiedlicher kulturwissenschaftlicher wie naturwissenschaftlicher Wissensbereiche zu schaffen. Mag sein, daß für die *Literatur* – und nicht nur für die „zeugnishafte“ *Literatur* – das gilt, was Giorgio Agamben in seiner Erörterung dessen, was von Auschwitz bleibt, vom *Menschen* sagte: die „zentrale Schwelle“ zu sein, „über die unaufhörlich die Ströme des Menschlichen und des Un-menschlichen [sic!], der Subjektivierung und Entsubjektivierung, des Sprechendwerdens des Lebewesens und des Lebendigwerdens des *lógos* hinweggehen.“²⁹ Ein Beispiel kann diese zentrale Schwellensituation der Literatur erläutern.

Die Literatur oder das Leben

Am 11. Januar 1896, an einem Sonntagmorgen um 9 Uhr, öffnet sich eine junge, erst achtzehnjährige Frau die Adern und schreibt mit ihrem eigenen Blut, „mit dieser Art von Tinte, welche Dir die Hälfte meiner Gedanken suggerieren wird“,³⁰ einen verzweifelten und zugleich entschlossenen Brief an ihren Geliebten, den kubanischen Modernisten Carlos Pío Urbach. Die Poetin und Malerin, die aus einer der großen Dichterfamilien Kubas stammt und von frühester Kindheit an dichtete und malte, schrieb mit ihrem Blut zunächst ein eigenes Gedicht nieder, bevor sie einen langen Brief folgen ließ, in welchem sie den jungen Mann zum letzten entschlossen vor eine Lebens- und Liebesalternative stellte – zwischen dem Kampf im Unabhängigkeitskrieg der Insel und ihr selbst zu wählen:

²⁸ Habermas: *Die Zukunft der menschlichen Natur*, op. cit., 28.

²⁹ Giorgio Agamben: *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge (Homo sacer III)*. Aus dem Italienischen von Stefan Monhardt. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2003, 118.

³⁰ Juana Borrero: *Epistolario*. 2 Bde. La Habana: Academia de Ciencias de Cuba 1966-1967, hier Bd. II, 256 (Übers. O.E.).

Wie man es auch immer drehen und wenden mag: Ist die vaterländische Nation (*la Patria*) nicht eine Rivalin wie jede andere auch? Und eine glückliche Rivalin überdies, denn Du opferst mich ihr auf! *Dir scheint* es schändlich, nicht ihrem Ruf zu folgen... und es erscheint Dir nicht als verbrecherisch, mit einem einzigen Schläge alle Hoffnungen einer Seele wie der meinen auszulöschen? Wenn Dich meine Tränen nicht bewegen, und wenn Dich die Gewißheit meines Todes nicht rührt, woraus ist dann Dein Herz gemacht? [...] Deine *Patria*. oder *Deine Juana*: wähle. Gehst Du, verlierst Du mich.³¹

Juana Borrero, die kaum zwei Monate später im Exil, im US-amerikanischen Key West, wohl an Tuberkulose und völliger physischer und psychischer Erschöpfung sterben sollte, verflüssigte und *liquidier*te ihr Leben, ihr Lesen und ihr Lieben in einem einzigen Kraftakt, der verhindern sollte, daß sich Uhrbach wie der Vater der Dichterin dem Kampf für die *Independencia* anschloß. Die erkaltete Herzensschrift³² ihres eigenen Blutes verbindet sich mit der Körperflüssigkeit der Tränen, die ihre Spuren auf so vielen Briefen Juana Borreros hinterlassen haben, zu einer wahrhaft körperlichen Präsenz der Dichterin auf dem Papier, in ihrem Text. Die Absolutheit ihres Liebesanspruchs wie die Radikalität ihres Besitzanspruchs gegenüber jenem Mann, den sie in einem anderen Brief verpflichtete, sie auch nach einer Heirat niemals körperlich zu lieben, generieren hier einen Text-Körper, bei dem sich das nackte, das bloße Leben nicht von seiner kulturellen Dimension und der den Lebensvollzug leitenden Literatur abtrennen läßt. Denn Tausende von Briefseiten zeigen eindrucksvoll, in welchem Maße es unmöglich geworden ist, bei der kubanischen Dichterin Leben vom Lesen und Lieben von der Literatur zu scheiden. Das Schreiben ist hier längst lebensbedrohlich geworden, preßt es doch das Blut aus dem eigenen Kreislauf, um im wahrsten Sinne dieses Begriffs zu einer Körper-Schrift zu gerinnen, die uns bis heute als Original-Kunstwerk, gleichsam als frühe Form weiblicher *Body Art*, überliefert ist. Die Kunst dringt in den Körper ein, der Körper drängt in die Kunst: Der artifizierte Körper verkörpert künstlerisch sein eigenes Lebenswissen in der Schrift.

Für kaum eine andere Autorin, für kaum einen anderen Autor gilt in so absoluter Weise, was Roland Barthes in seinen *Fragments d'un discours amoureux* formulierte:

Das ist die Bedingung meines Überlebens; denn wenn ich nicht vergäße, stürbe ich. Der Liebende, der nicht *manchmal* vergißt, stirbt an Maßlosigkeit, Ermattung und Gedächtnisüberreizung (wie Werther).³³

³¹ Ebda., 257 (Interpunktion und Schreibweise im Original).

³² Vgl. Manfred Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München – Wien: Carl Hanser Verlag, 1986.

³³ Roland Barthes: *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Übersetzt von Hans-Horst Henschen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988, 28.

Die pathologische Dimension im Schaffen Juana Borreros ist ebenso unverkennbar wie die künstlerische Produktivität eines Liebesdiskurses, der gerade nicht vergessen will, sondern alles, was von ihm ablenken könnte, zum Schweigen verdammt. Damit wird ein Wissen um die Möglichkeiten und Bedingungen des eigenen Überlebens negiert und zugleich ein konkreter Lebensvollzug des Gedichts „La virgen triste“ angestrebt, in dem Juanas große Jugendliebe, der kubanische Dichter Julián del Casal, den frühen Tod dieser „traurigen Jungfrau“ vorhersagte und somit zugleich literarisch vorprogrammierte.³⁴ Wie so oft bei Juana Borrero gab der Diskurs der Literatur ihrem Leben den Kurs vor.

So schreibt sich das Schaffen Juana Borreros gleichzeitig in einen poetologischen und einen pathologischen beziehungsweise medizinisch-ärztlichen Diskurs ein – und nicht umsonst darf an dieser Stelle nicht vergessen werden, daß ihr Vater Esteban Borrero zugleich Arzt und Dichter war. Entscheidend für unsere Fragestellung ist weniger, daß die kubanische Autorin zwischen Literatur und Leben eine ganz andere Entscheidung fällt als jene, die der spanische Schriftsteller Jorge Semprún in französischer Sprache in seinem friktionalen Text *L'écriture ou la vie* darstellte.³⁵ Daß das Lebenswissen der Literatur ein Überlebenswissen ist, das auch in sein Gegenteil umschlagen und zum Tode führen kann, wird an diesem Beispiel nicht weniger deutlich als die Tatsache, daß der Körper in Borreros Schreiben in radikaler Weise als jener Ort präsentiert wird, in dem sich Natur und Kultur unauflöslich miteinander verbinden und pathologische und poetologische, naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Diskurse einander durchdringen. Der in die Schrift verflüssigte Körper der Dichterin modelliert im Sinne Helmuth Plessners³⁶ einen Körper-Leib, in dem sich das Leib-Sein und das Körper-Haben allerdings auf gänzlich andere Weise als im Liebesakt überschneiden. Das blutrote Schreiben an den Geliebten entwickelt ein Lebenswissen, das von seinem Nicht-Überleben-Können kündigt, weil es weiß, daß sich nur so die Verfügung über den eigenen Körper als Objekt auf eine Intensivierung aller Sinneswahrnehmungen, aller Schmerzen und aller Lust des Leib-Seins hin öffnen kann. Erst so, in einer literarisch ins Ungeheure und Ungeheuerliche gesteigerten Intensität, kann der Literatur am eigenen Leib der eigene Körper als Objekt und Artefakt, gleichsam als Spur (in) der Schrift, geopfert und dargebracht werden. Literatur oder Leben: Leben um der Literatur willen.

³⁴ Vgl. hierzu ausführlicher Ottmar Ette: „Gender Trouble: José Martí and Juana Borrero.“ In: Mauricio A. Font, Alfonso W. Quiroz (eds.): *The Cuban Republic and José Martí. Reception and Use of a National Symbol*. Lanham – Boulder – New York – Toronto – Oxford: Lexington Books, 2006, 180-193 u. 230-233.

³⁵ Vgl. Jorge Semprún: *L'écriture ou la vie*. Paris: Gallimard, 1994.

³⁶ Vgl. Helmuth Plessner: *Gesammelte Schriften*. in: Günter Dux, Odo Marquard, Elisabeth Ströker (eds.): Bd. III: *Anthropologie der Sinne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1980.

Das Lebenswissen der Literatur ist hier auf die vielleicht engste und zugleich verstörendste Art mit jener Erkenntnis und Wahrnehmungslehre verbunden, mit Hilfe derer Plessner eine philosophische Anthropologie zu entwickeln suchte, welche „die spezifischen Konkretisierungsmodi der Verleiblichung unseres eigenen Körpers zu erkennen“³⁷ bestrebt war. Der auf Tausenden von Briefseiten auf seine literarische Spitze getriebene Liebesdiskurs weist das medizinische und damit gleichsam biowissenschaftliche Wissen vom Leben *im Leben* ebenso energisch zurück, wie es das Wissen des Lebens von sich selbst in jenen immer erschöpfenderen Wirbel hineinzieht, den man auch die Literatur nennt. Juana Borrero: ein Leben jenseits des Lebens, ein Über-Leben (in) der Literatur, die stets ein Wissen von den Grenzen der Gültigkeit des eigenen, in ihr in Szene gesetzten Lebenswissens besitzt.

Hier wird der *experimentelle* Charakter von Literatur auf eine gewiß ungewöhnlich spektakuläre Weise vorgeführt: Sie gerät zum Selbstversuch am eigenen Körper-Leib. Ein vom Poetologischen und vom Pathologischen genährtes Schreiben macht den Körper zu jenem Ort, an dem die unterschiedlichsten Felder, Formen und Funktionen des Wissens vom Leben, des Wissens zum Leben und des Wissens im Leben als Bestandteil von Lebensprozessen überhaupt in verdichteter Weise zusammengeführt werden.

Dieser experimentelle Charakter von Literatur ist für eine lebenswissenschaftlich orientierte Literaturwissenschaft, die sich einer unreflektierten Ausblendung des Lebensbegriffs keineswegs nur dort entgegenstellt, wo die Literatur das Leben explizit ins Zentrum rückt, mit der biowissenschaftlich fundierten Einsicht in die fundamental-komplexe Prozeßhaftigkeit des Lebens zu verknüpfen. Denn die „Komplexität des Lebendigen“,³⁸ so Friedrich Cramer, der langjährige Direktor des Max-Planck-Instituts für Experimentelle Medizin in Göttingen, impliziert die Notwendigkeit, die Netzwerkstrukturen in „hochrückgekoppelten Multi-Parameter-Systemen“³⁹ auf der Grundlage der Einsicht zu analysieren, daß diese Systeme nicht reduzierbar sind: Das Ganze läßt sich nicht in die Summe seiner Teile zerlegen. In derartigen fundamental-komplexen Systemen des Lebendigen, die sich durch eine Nicht-Prognostizierbarkeit von Lebensprozessen charakterisieren, gibt es weder eine Reversibilität dieser Prozesse noch die Möglichkeit, etwa in Bereichen der Biochemie oder der Neurophysiologie das „Gesamtbild eines Lebewesens aus Mosaiksteinchen“⁴⁰ zusammenzusetzen.

³⁷ Helmuth Plessner: „Die Einheit der Sinne. Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes (1923)“. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, op. cit., 383.

³⁸ Friedrich Cramer: *Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des Lebendigen*. Frankfurt/M. – Leipzig: Insel Verlag, 1996, 222.

³⁹ Ebda., 223.

⁴⁰ Ebda., 224.

Aus dem Blickfeld eines biowissenschaftlichen Lebensbegriffs läßt sich genauer begreifen, in welchem Maße Literatur mit den drei Aspekten der Irreversibilität und der Unvorhersehbarkeit des Lebens sowie der Tatsache, daß Leben mehr ist als die Summe seiner Bestandteile, experimentiert und spielt. Wie Honoré de Balzacs *Comédie humaine* oder Emile Zolas *roman expérimental*, die schon immer wesentlich mehr und grundsätzlich *anderes* waren als die naturgeschichtlichen beziehungsweise biowissenschaftlichen Wissenschaftsmodelle, deren Vorstellungen sie in den Bereich der Literatur zu übersetzen vorgaben, beschränken sich literarische Schöpfungen keineswegs darauf, bloße Inszenierungen vorgängiger Wissenschaftsdiskurse vom Leben zu sein. Gerade das Zolasche Romanprojekt zielt auf eine Simulation von Leben im Laborbereich des Romans ab, um daraus in einem zweiten, textexternen Schritt Veränderungen für die konkrete Lebenspraxis nicht nur von Individuen, sondern vor allem ganzer gesellschaftlicher Gruppen und Nationen ziehen zu können. Man könnte dies sehr wohl – trotz der zeitlichen Distanz – mit den heutigen Vorstellungen der Molekularbiologie von biologischen Maschinen und ihrem damit zusammenhängenden Lebensbegriff in Beziehung setzen:

Auf einer Ebene versteht die Molekularbiologie das Leben als selbstreproduzierende biologische Maschine. Auf einer zweiten Ebene reproduziert sie diese Maschinen im Labor, wie man sagen könnte, in Zeitlupe, und, während sie sie rekonstruiert, optimiert sie einige Teile und substituiert ihre eigenen Ziele für diejenigen der Biologie.⁴¹

Das Lebenswissen der Literatur steht in einem zugleich kontrastiven und komplementären Verhältnis zu diesen Wissenschaftsdiskursen, vor allem aber: Es entfaltet eine experimentelle Beziehung zu den unterschiedlichsten Diskursen vom Leben, seien sie ästhetisch-künstlerischer, philosophisch-sozialwissenschaftlicher, pathologisch-klinischer oder medizinisch-biowissenschaftlicher Provenienz. Dabei kann das sich so entfaltende ÜberLebenswissen der Literatur in ein Leben zum Tode umschlagen, sei es – wie im Falle Juana Borreros – in eine von den Prinzipien der Kunst her modellierte Lebensführung einer Autorin, sei es – wie im Falle der Rezeption von Goethes *Werther* – in die suizidäre Lebenspraxis eines Lesepublikums. Wie schon das Beispiel von Gustave Flauberts *Madame Bovary* zeigen mag: Das Ineinanderfallen, ja der Kurzschluß von Literatur und Leben hat in solchen Fällen fatale Konsequenzen. Auch das Ergebnis dieses Experiments – und Literatur impliziert immer das experimentelle Erproben von Lebenswissen – produziert wieder neues Wissen vom Leben und im Leben. Literatur vermittelt stets ein spezifisches Wissen davon, wie man lebt oder leben könnte – und eben darum auch ein Wissen davon, wie man nicht (über-) leben kann. Für

⁴¹ Karin Knorr Cetina: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002, 219.

die Literatur, die die Gesamtheit eines Lebens – weit über den Tod eines Protagonisten hinaus – überblicken, gestalten und semantisieren kann, ist der Tod nur ein relativer Bezugspunkt, vermag sie es doch, innerhalb des Rahmens ihrer historisch je gegebenen relativen Eigen-Gesetzlichkeit mit der Irreversibilität aller biologischen Lebensprozesse zu experimentieren.

Textinterne und textexterne Modellierungen von Lebenswissen

Als Horizontbegriff kommt dem Begriff des Lebenswissens die Aufgabe zu, im Feld bereits vorhandene Fragen mit Blick auf einen anderen Horizont neu zu perspektivieren und zugleich durch die Konturierung einer veränderten Untersuchungslandschaft neue Fragestellungen im Bereich der Philologien wie der Kulturwissenschaften insgesamt zu generieren. Literatur besitzt insofern auch eine oft übersehene prospektive Dimension, die von der Literaturtheorie genutzt werden kann. Mit Blick auf die Untersuchung von Lebenswissen in der Literatur darf man sehr wohl davon ausgehen, daß die Philologien kraft ihrer eigenen Untersuchungsmethoden in der Lage sind, ihrerseits die zu Tage geförderten Fragmente von Lebenswissen in eigene Formen des Lebenswissens umzuwandeln und folglich für Künftiges bereit zu halten.

In einem ursprünglich 1972 in englischer Sprache erschienenen Aufsatz über den Lesevorgang aus phänomenologischer Sicht hat Wolfgang Iser auf drei wichtige Aspekte des Verhältnisses zwischen Text und Leser aufmerksam gemacht. Indem „das Lesen den Text durch Vorgriff und Rückkopplung entfaltet“, gewinne es „den Charakter des Geschehens“, was wiederum den „Eindruck der Lebensnähe“ erzeuge.⁴² Die Nötigung des Lesers zur „kontinuierlichen Konsistenzbildung“ führt ihrerseits wiederum zu einem „Verstricktsein des Lesers in die von ihm hervorgebrachte Textgestalt“,⁴³ so daß sich die Erfahrung des „Erlebens“⁴⁴ – eines Erlebens folglich in Anführungszeichen einstelle. Insofern im Leseakt ein „Bereich, der unserer Bewußtheit nicht unmittelbar gegenwärtig ist“, miteinbezogen ist, biete Literatur mithin stets „die Chance, durch Formulierung von Unformuliertem uns selbst zu formulieren“.⁴⁵

Die Fiktionalität schafft – wie sich im Anschluß an Iser festhalten ließe – einen Erprobungsraum, innerhalb dessen die Leser in einem ernstesten Spiel andere Lebenssituationen testen, sich diesen aussetzen und dabei Erfahrung-

⁴² Wolfgang Iser: „Der Lesevorgang. Eine phänomenologische Perspektive“. In: Rainer Warning (ed.): *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München: W. Fink Verlag – UTB, 1975, 271.

⁴³ Ebda.

⁴⁴ Ebda., 272.

⁴⁵ Ebda., 275.